

51 Prozent

So beschenkt man seine Liebste



Nicole Althaus

Es ist nun wahrlich nicht so, dass ich zu Weihnachten ein ganz und gar entspanntes Verhältnis pflege. Zu sehr ist das Fest zum kommunikativen Sonderfall geworden, der viel zu früh und viel zu laut gegen den Nebel anschreit. Zu gross ist der Bruch zwischen dem romantischen Zauber, der überall herbeigeworben wird, und den Bretterbuden, die jeden grösseren Platz in der Kleinstadt zumüllen. Drohen doch diese Vorhöllen der Bescherung, im Volksmund auch Christchindli-markt genannt, dem hohen kirchlichen Fest das letzte Ritual der Nächstenliebe zu nehmen, das die säkularisierte Gesellschaft ihm gelassen hat: die Kunst des Schenkens. Gerade deswegen gilt es das Schenken unbedingt und gegen jede Anfechtung zu verteidigen. Das perfekte Geschenk nämlich ist wie die Melodie eines Liebesliedes: Es zielt direkt ins Herz und bleibt dort vielleicht ewig hängen.

Die Wichtigkeit der Wahl des Geschenkes für den Liebsten oder die Liebste kann also gar nicht überschätzt werden. Vorab in einer Zeit, in der die Menschen Gleichberechtigung

gern mit Gleichgültigkeit zwischen den Geschlechtern verwechseln, verdient die kleine Aufmerksamkeit unter dem Tannenbaum höchste Aufmerksamkeit. Dinge aber, die man gemeinhin auf dem Christchindli-markt findet, zeugen eher von Verlegenheit. Sie sind wie Schokolade oder Blumen: nett und darum nichts für die Herzdame.

Wenn ich an dieser Stelle in erster Linie die Männer anspreche, dann nicht, weil ich sie für weniger schenkbegabt halte als Frauen, sondern weil ich in den letzten Wochen ein paarmal gefragt wurde, ob man heute denn ein Parfum oder so überhaupt noch verschenken dürfe. Ich weiss zwar nicht genau, was «oder so» bedeuten könnte, aber ich meine herausgehört zu haben, dass nicht so sehr mein persönlicher Geschmack gefragt war als vielmehr allfällige emanzipationsspezifische Gebote für den Gabentisch. Meine Herren, glauben Sie mir, die Frauenbewegung hat nichts an der Tatsache geändert, dass ein gutes Geschenk treffen muss. Am besten unerwartet. Und im Idealfall so, dass die Beschenkte kurz die Fassung verliert. Ein Parfum hat dieses Kriterium schon vor Alice Schwarzer nicht erfüllt, heute aber muss Mann unbedingt davon ausgehen, dass die Liebste sich den Duft, den sie haben will, selber besorgt. Nun könnte man natürlich argumentieren, dass das für alles Käufliche gilt. Aber dem ist nicht so. Dafür sind Frauen auch nach Alice Schwarzer viel zu romantisch. Was ist schon eine Halskette, die man sich selber gönnt? Schmuck, sicher. Aber niemals die Zierde, die leise ver-



Meine Herren, glauben Sie mir, die Frauenbewegung hat nichts an der Tatsache geändert, dass ein gutes Geschenk treffen muss.

kündet: Da gibt es jemanden in meinem Leben, der an mir hängt.

Das richtige Präsent ist wie ein geglücktes Kompliment: Es zeigt, dass man das Gegenüber wahrnimmt. Nicht als Geliebte, Freundin oder Frau. Sondern als Person: «Du siehst umwerfend aus!» bringt die Dame im kleinen Schwarzen beim Weihnachtsessen kaum in Verlegenheit. Auf 2500 Metern über Meer aber, vor der Berghütte, wenn sie sich morgens etwas derangiert die Zähne putzt, kann ihr dasselbe Kompliment exakt das bisschen Röte ins Gesicht zaubern, das *touché* bedeutet. Genauso ist ein Geschenk, das auf der Wunschliste zuoberst steht, zwar zuvorkommend, aber niemals so aufmerksam wie der Wunsch, den man der Liebsten von der Lippe abgelesen hat. Auch die flächendeckende Verbreitung von Weihnachtsmärkten und die Gleichberechtigung haben nichts an der wichtigsten Regel in Herzessachen geändert: Wer nichts wagt, kann nicht gewinnen.

Nur Mut also, liebe Männer, und nicht vergessen: Frauen haben einen etwas erweiterten Gadget-Begriff. Das neue MacBook lässt ihr Herz zwar höherschlagen, aber nie so hoch wie, sagen wir, wie die neue Trotteur-Schultertasche von Céline in Rot. Taschen, aber auch Schuhe gelten nur im männlichen Verständnis als Kleidungsstück. Für eine Frau sind sie etwas, das man immer schenken kann, auch wenn sie grad zwei Kilo zu viel auf der Hüfte hat – ein Gadget eben.

Nicole Althaus ist stellvertretende Chefredaktorin der «NZZ am Sonntag».

Alles, was Recht ist

Im Zweifel für die angeklagte Kuh



Markus Felber

Die deutsche Legal Tribune Online berichtete unlängst über einen tierischen Justizkrimi. Auf der Anklagebank sass eine Kuh, deren DNA auf der Leiche gefunden worden war. Das Verfahren dauerte mehrere Jahre und endete schliesslich mit einem Freispruch, weil die Indizienkette nicht ausreichend belastbar war.

Gefunden wurde das Opfer, eine 57 Jahre alte Spaziergängerin, tot auf einer Wiese liegend. Für einmal erwähnte der Gerichtsmediziner in seinem Befund nicht den berühmten «stumpfen Gegenstand», sondern «stumpfe Gewalteinwirkung eines grösseren Tieres, wahrscheinlich eines Rindes». In Verdacht geriet alsbald besagte Kuh Verona, die kurz zuvor ausgebüxt war. Und da ihre DNA auf der Leiche sichergestellt werden konnte, verurteilte das Amtsgericht Dillenburg kurzerhand die Bäuerin wegen fahrlässiger Tötung, weil sie ihr entlaufenes Rind nicht rasch wieder eingefangen hatte.

Diesen Schuldspruch hob das Oberlandesgericht Frankfurt wegen formaler Mängel auf. Und bei einem zweiten Blick auf die Beweislage zeigten sich auf der Leiche plötzlich DNA-Spuren von weiteren zwei Rindviechern. Da auch sie als Täter infrage kamen, schloss sich der Staatsanwalt dem Antrag des Verteidigers auf Freispruch an. Auch das Gericht mochte nicht mehr ausschliessen, dass eine andere Kuh oder gar ein Bulle die tödlichen Tritte ausgeführt haben könnte, und sprach Verona beziehungsweise deren Bäuerin nach dem Grundsatz «im Zweifel für die Angeklagte» frei.

Mehr noch als der Freispruch «in dubio pro reo» freut den Kolumnisten, dass die deutsche Justiz der armen Kuh ihren schönen Namen Verona beiliess. Ganz im Gegensatz zum Schweizerischen Bundesgericht, das sich im Jahre 2001 landesweit zum Gespött machte. Die Richter und ihr Schreiber hatten es fertiggebracht, in einem Streit um Rinderembryonen die Namen von Kuh und Stier mit tierischem Ernst durch U. und J. zu ersetzen.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichtskorrespondent.

Die E-Mail-Debatte

«Da haben Sie die Ideen von Kollege Blocher völlig falsch verstanden»

Bewegung in der Energiefrage: Gregor Rutz denkt über Subventionen nach – und Jacqueline Badran will einen Inländervorrang beim Eigentum an Kraftwerken

Gregor Rutz

Geschätzte Frau Badran; wir haben uns hier auch schon über die unsinnige «Energiestrategie 2050» unterhalten. Mittlerweile ist klar: Die Bevölkerung lehnt einen Ausstieg aus der Kernenergie klar ab. Aus nachvollziehbaren Gründen – stammt doch weit über ein Drittel unseres Stroms aus Kernkraftwerken. Ich habe auch kritisiert, dass die EU-Länder den Ausstieg aus der Kernkraft mit massiven Subventionen für alternative Energien zu bewerkstelligen versuchen. Diese Subventionen führen zu massiven Marktverzerrungen. Diese Diskussion wird nun lanciert: Müssen wir, um ein Fiasko zu verhindern, unsere Stromproduzenten auch subventionieren?

Jacqueline Badran

Europas Strommarkt ist ein Regulierungsfiasko. Man versuchte, einen Markt zu designen für das Produkt Strom, das per se nicht markttauglich ist. Strom muss 24 Stunden, 365 Tage im Jahr vorhanden sein, egal, wie hoch die Nachfrage ist. Wegen der Pseudoliberalisierung hat man heute den Strompreis an den Ölpreis gekoppelt und damit den Preis von den Gestehungskosten entkoppelt. Das tut man einfach nicht! In einem normalen Markt würde man so nicht mehr produzieren. Bei Strom mit teuren und langen Investitionszyklen macht man weiter, um wenigstens einen Deckungsbeitrag zu haben. Und weil sonst die Wirtschaft kollabieren würde. Also muss man die Differenz zwischen Gestehungskosten und dem Nicht-Markt-Preis kompensieren. Logisch.

Gregor Rutz

Spannend – dann sind wir uns für einmal einig, dass all die staatlichen Interventionen und Subventionen in ein Fiasko führen? Grundlage für all diese Interventionen sind ja meistens die Fixierung auf irgendwelche ideologische Ziele und die irrije Auffassung, Politiker wüssten besser über wirtschaftliche Zusammenhänge Bescheid als die betroffenen Unternehmen. Die Frage stellt sich natürlich, wie lange dieser ökonomisch unsinnige

Debattierer



Jacqueline Badran, 55, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Die Biologin und Ökonomin führt ein eigenes Unternehmen im IT-Bereich.



Gregor Rutz, 44, ist SVP-Nationalrat aus dem Kanton Zürich. Der Jurist ist Unternehmer und Inhaber einer Agentur für Kommunikationsberatung.

Zustand noch weitergeführt werden kann. Irgendwann wird auch Deutschland diese unehrlichen Preise nicht mehr finanzieren können. Mich wundert, dass Sie unter diesen Umständen nicht klar gegen die «Energiestrategie 2050» sind? Sie müssten doch die Sammlung von Unterschriften für unser Referendum gegen dieses unsinnige Gesetz mit wehenden Fahnen anführen, denn dieses Umverteilungsprojekt führt die Schweiz geradeaus in die Planwirtschaft!

Jacqueline Badran

Sie sagen es! Politiker wie Sie sind keine Ökonomen, Sie unterliegen darum einer totalen Begriffsverwirrung. Die Stromwirtschaft kann nur planwirtschaftlich sein, wie seit über hundert Jahren schon. Man muss die Kapazitäten nämlich planen. Marktwirtschaft aber ist die Steuerung von Mengen über den Preis – nichts mehr und nichts weniger. Das kann es hier nicht geben, weil Strom immer verfügbar sein muss. Liberalisieren kann man nicht alle Güter, wie der Irrsinn in Europa beweist. England zahlt den privaten AKW Subventionen und hat den höchsten Strompreis Europas. Deshalb sind ja auch Herr Blocher und ich einer Meinung; dass wir eine kostendeckende Vergütung – die Sie und er fälschlicherweise Subvention nennen – ausrichten. Weil man so die Strompreise wieder an die Gestehungskosten koppelt. Wie es sich gehört – auch nach neoliberalen Lehrbuch. Und noch etwas: Europas Nicht-Markt-Preise sind so tief, weil der Ölpreis so tief ist und weil das CO₂ zu billig ist und Kohle sich darum verstromen lässt. Die Gelder für den Aufbau von neuen Erneuerbaren erklären den aller kleinsten Teil des Preises.

Gregor Rutz

Da bringen Sie aber einiges durcheinander. Das ist doch Quatsch, die Stromwirtschaft könne nur planwirtschaftlich sein. Wir sind in diese absurde Planwirtschaft hineingerutscht, weil man, wie gesagt, aus ideologischen Gründen begonnen hat, gewisse Energiezweige zu subventionieren. Eine

ordnungspolitische Todsünde und eine ökonomische Dummheit. Da haben Sie die Ideen von Kollege Blocher völlig falsch verstanden: Wir wollen Markt, und kein Energieträger darf subventioniert sein – das wäre das Ziel. Da wir aber in Deutschland faktisch eine Planwirtschaft haben, weil dort die unsinnige Energiewende mit über einer halben Milliarde Euro subventioniert wird, sind wir gezwungen, so lange auch zu subventionieren, bis sich die Situation in Deutschland (und in anderen Ländern) löst. Und wir müssen die Energiestrategie ablehnen, damit uns nicht das gleiche Fiasko droht. Wo wir uns vielleicht einig sind, ist die Frage der Infrastrukturen: Diese müssen schweizerisch bleiben – das ist zwingend nötig, damit wir unabhängig bleiben können.

Jacqueline Badran

Sie sind so ideologisch wie die EU und ignorieren Tatsachen wie die Ölpreisbindung des Strompreises. Ich wiederhole: Wir hatten früher geplante Kapazitäten und administrierte Strompreise. Ohne das: keine Versorgungssicherheit und keine Investitionen. Der Liberalisierungswahn aller Güter hat uns und die EU ins Chaos gestürzt. Wir versuchen seit Jahren, einen Markt zu designen. Nur schon das Wort «Marktdesign» sollte echte Liberale zum Schauern bringen. Welcher Markt existiert schon, wo die Preise tiefer als die Kosten sind? Der Witz an Marktcoordination ist, dass alle Kosten sich im Preis spiegeln. Christoph Blocher sieht das übrigens genauso; auch wenn er vielleicht eher interessengeleitet ist und die Investments seines Freundes Ebners in der Alpiq schützt. Die Kraftwerke und Stromnetze müssen tatsächlich schweizerisch bleiben. Ich habe einen Vorstoss gemacht, diese der Lex Koller zu unterstellen. Toni Brunner hat den Vorstoss erst unterschrieben, nachdem Christoph Blocher mir diesbezüglich in einem Interview recht gegeben hatte. Ich hoffe, ihr unterstützt mich auch bei der Verschärfung der Lex Koller, damit auch Boden und Immobilien einen Inländervorrang bekommen.

Strittis Schlagzeile

Zu Jürg Stahl, der als Präsident des Nationalrats Schnapsbrennereien um eine Spende angefragt hat.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GGK in Zürich.